



Zwischen Caithness und Calabria

Zur Konstruktion kultureller Identität in Ostdeutschland

Rudolf Woderich

Erfahrungswelten und Kulturarbeit

Wo immer Kulturpolitik mit emanzipatorischem Anspruch auftritt, welche ihrer Dimensionen favorisiert oder ausgezeichnet werden, in jedem Falle wird man sich auf Erfahrungs- und Erlebniswelten, auf Denk- und Deutungsmuster von Menschen zu beziehen haben. Sie sind auch in avantgardistischen Innovationen unhintergebar, sollen die angestrebten Effekte erzielt werden. Die eher systemunspezifische Erfahrung kultureller Arbeit, die Menschen dort abholen, wo sie gerade stehen, hat nichts von ihrer Relevanz eingebüßt, fast scheint es, als hätte diese Devise noch an Bedeutung gewonnen.

Ostdeutsche Menschen haben in den vergangenen fünf Jahren nicht nur die kulturelle Erfahrung gemacht, von provinzieller Enge und Bevormundung befreit zu sein, zugleich wurde der Verlust tradierter, aber geschätzter Identifikationsangebote schmerzlich empfunden. Der erfahrene „Kulturschock“ erwies sich als doppelwertig, denn die Irritationen resultierten nicht nur aus der Begegnung mit einer überbordenden Warenfülle und neuen Regelmechanismen, die das Fassungs- und Verarbeitungsvermögen zu übersteigen schienen. Er erwuchs auch, nachdem die Euphorie der Vereinigung abgeklungen war, aus dem Verschwinden gewohnter Produkte und Leistungen, dem Fortfall von Sendungen, Rubriken und Titeln; dem Schweigen von Mimen, Autoren, Entertainern, die als Teil der eigenen Lebensgeschichte fungierten, als gleichsam unhinterfragte lebensweltliche Gewißheiten und Referenziale, selbst dann, wenn deren Images und Leitbilder im einzelnen nicht geteilt worden sind. Man wollte verständlicherweise dazugewinnen, ohne etwas von dem zu verlieren, was die lebensweltliche Gewißheit ausmachte, Orientierungssicherheit im Alltag gewährte – und dazu gehörte auch, so paradox es erscheint, die schon konventionelle Abweisung sinnentleerer staatsoffizieller Platitüden und Rituale.



Für viele Beobachter unvermutet gewann der Wandel Gestalt, in dem ostdeutsche Identitäten unter dem Druck der Modernisierung schärfere Konturen erhielten als je zuvor.¹ Kulturpolitische Konzepte, die Horizonte erweitern, individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit stärken wollen, können sich gewiß nicht darauf beschränken, als Sinnersatz und Identitätstütze zu fungieren. Dennoch und gerade deshalb dürfte es für deren Erfolgchancen nicht unwichtig zu sein, welche Vorstellungen über ostdeutsche Mentalitäten und deren Perspektiven, über eingelebte kulturelle Muster (deren Persistenz oder Wandlungsfähigkeit), kulturpolitischen Konzepten jeweils zu Grunde liegen.

Rahmenthese: Peripherienbildung in Ostdeutschland

Identitätsprozessen und -krisen im Kontext von Schüben der Mobilität, der Erosion tradierter Bindungen und Gemeinschaften, scheint ein Doppelcharakter eingeschrieben zu sein. Ob kreative Potentiale freigesetzt oder Handlungsblockaden über „nostalgische“ Rückbindungen an verklärte Vergangenheiten verfestigt werden, ist vorab nicht zu entscheiden. Identitätsprozesse sind immer auch gebunden an die Wahrnehmung und Bewertung des signifikanten Anderen. Identifiziert werden eigene und fremde Gruppierungen, „die Vorurteilsstruktur ist dem Identitätsprozeß eigen“.² In der Fremd- und Selbstwahrnehmung zwischen Ost und West scheinen Stereotype mittlerweile ihre besondere Dramatik verloren zu haben; gewichen ist das Erschrecken über die nicht vermutete Fremdheit. Auto- und Fremdstereotype, die Etikettierung der beiden „Pseudo-Wir-Gruppen“³, haben sich in der alltäglichen Interaktion normalisiert und verstetigt. Selbst ausgewiesene und aufgeklärte Sozialwissenschaftler bedienen sich des „Hauptcodes“ der deutschen Vereinigung, „Ossi versus Wessi“⁴, indem die merkwürdig anmutende Aufgabe formuliert wird: „bewußt als Ostdeutscher zu leben und zu handeln“.⁵ – Was kann, was soll das bedeuten?

Unter der Überschrift „Konstruktion kultureller Identität in Ostdeutschland“ sollen im folgenden Überlegungen vorgestellt werden, die eine Dimension sozialen und kulturellen Wandels betreffen und eine Erklärung bieten können für derzeit ablaufende, vielfach disparate und unübersichtliche Vorgänge der Orientierung und Selbstverortung ostdeutscher Menschen, die in sozialwissenschaftlichen Debatten kontrovers diskutiert werden. Den Ausgangspunkt bilden zwei grundlegende Annahmen, die in der Argumentation nicht im einzelnen diskutiert werden können, sondern als evident vorausgesetzt werden müssen.



Erstens. Die politisch intendierte Systemtransformation in Ostdeutschland ist nach knapp fünf Jahren in ihren Grundzügen abgeschlossen.⁶ Die Basisinstitutionen der modernen Marktwirtschaft sind nach dem Muster der Bundesrepublik vollständig implantiert und ohne Koexistenz vormals bestehender institutioneller Strukturen in Funktion gesetzt worden. Ihre Akzeptanz und Legitimität werden auch künftig nicht prinzipiell in Frage gestellt. Funktionelle Defizite auf Grund von Kontextdiskrepanzen zwischen institutionellem Gefüge und sozialkulturellem bzw. -strukturellem Handlungsfeld bleiben als Folgeprobleme der Transformation mittelfristig wirksam und werden in politischen Aushandlungsprozessen zu bearbeiten sein.

Die wirtschaftliche Deindustrialisierung, die anhaltende Erwerbslosigkeit trotz konjunktureller Aufschwünge sowie das erhebliche Gefälle in der Kapitalisierung, dem Einkommen und dem Lebensniveau zwischen den alten und den neuen Bundesländern werden mittelfristig nicht umkehrbar sein. „Irreversibles ist geschehen und zum historischen Faktum geworden.“⁷ Als Option für überschaubare Zeitsequenzen wurde die Angleichung der Lebensverhältnisse und das Induzieren eines selbsttragenden Aufschwungs Ost faktisch aus dem Sprachgebrauch der politischen Parteien eliminiert.

Funktionelle Defizite auf Grund von Kontextdiskrepanzen zwischen institutionellem Gefüge und soziokulturellem Handlungsfeld bleiben als Folgeprobleme erfolgreichen Institutionentransfers mittelfristig wirksam und werden in komplizierten Verteilungskämpfen und Aushandlungsprozessen zu bearbeiten sein.

Zweitens. Die Befunde empirischer Erhebungen⁸ ebenso wie die Ergebnisse der Projektforschung am BISS (Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien) sowie Beobachtungen aus der Teilnehmerperspektive veranlassen zu der Feststellung, daß ostdeutsches Wir- und Selbstbewußtsein einen erheblichen Auftrieb erfahren hat. Gelebtes Leben in der DDR unterliegt einer tendenziellen Aufwertung wie eine Reihe staatlicher Sozialleistungen, Regelungen und Praxen (interpersonelle Beziehungen, soziale Gerechtigkeit; Schulsystem, Betreuung der Kinder, Arbeitsplatzgarantie u.a.). Verstärkt hat sich die *kollektive Selbstwahrnehmung* der Ostdeutschen⁹, die ihr Trägerpotential in nahezu allen sozialen und Altersgruppen, unter den sozialen Verlierern ebenso wie unter den Gewinnern, findet. – In Korrespondenz dazu steht eine gewisse Wende in der veröffentlichten Meinung (Medien), die mit Rainer Land und Ralf Possekel wie folgt beschrieben werden kann: „Begann das Argument beim unterdrückten, gepeinigten und deformierten Ossi, so



führte es zur These von einer zutiefst protestantischen Mentalität, um schließlich den engagierten, innovativen und selbstbewußten DDRler zu erkennen“.¹⁰

Die auf diese Annahmen gegründeten, nachfolgenden Überlegungen sind dem Anliegen verpflichtet, den Zusammenhang von Systemintegration sowie sozialer und kultureller Integration stärker ins Blickfeld zu rücken; der Beitrag versteht sich zugleich als „Brückenschlag“ zwischen zumeist getrennt geführten Moderne-Diskursen im Westen und Transformationsdebatten im Osten Deutschlands.¹¹ Seine zentrale, konzeptionelle *Rahmenthese* lautet: Der politische und diachrone Modus von staatlicher Vereinigung und Systemtransformation (Implantation externer Institutionen, Dominanz von „ready made actors“, hoher zeitlicher Druck der Szenarien) hat einen geschichtlichen Vorgang in Bewegung gesetzt, der als *Peripherienbildung* begriffen und beschrieben werden kann.

Wohl erst im Rückblick auf vollzogene und weitgehend abgeschlossene Transformationsprozesse unter den geopolitischen „Sonderbedingungen“ nationalstaatlicher Integration können die Konturen einer bislang ausgeblendeten Dimension erkannt werden. Zeitlich gerafft, modifiziert, vielfach gebrochen und überlagert vollzieht sich jener Vorgang, der für nation building im westeuropäischen Raum generell charakteristisch ist: Mit der inneren Homogenisierung durch Wohlfahrtspolitik, Institutionentransfers, der Entstehung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes geht auch die Herstellung neuer Ungleichheiten vonstatten. So ist die Differenzierung von Zentrum und Peripherie kein genetischer Defekt, sondern ein komplementärer Prozeß zur Identitätsbildung durch Inklusion.

Wie Richard Münch (mit Verweis auf Shmul Eisenstadt) beschrieben hat, „werde das andere Leben in der Provinz“ erst jetzt vollends als das schlechtere Leben in der Peripherie erfahren, was eine Eigendynamik der Wanderung von der Peripherie ins Zentrum auslöst. Ältere Traditionen (Familismus, subsidiäre Netzwerke) brechen zusammen, ohne sofort durch neue, kulturell legitimierte Lebensformen ersetzt werden zu können. Münch: „Einer zerstörten Kultur werden die materiellen Produktions-, Konsumtions- und Existenzweisen ... übergestülpt, ohne daß deren weitere Institutionen der Demokratie, der sozialen Wohlfahrt und der universellen Bildung und Kultur schon richtig Fuß gefaßt hätten, da diese erst in einem viel langsameren Entwicklungsprozeß heranreifen können.“ In seiner Analyse über die Zukunftschancen europäischer Integration und Identitätsbildung gelangt Münch ferner zu dem Schluß, daß sich die



Spannungen zwischen Zentren und Peripherien in den nächsten Jahrzehnten nicht verringern, sondern eher verschärfen werden. Erste, aber deutliche Anzeichen dafür sind in verschiedenen Regionen Westeuropas zu registrieren. Offenbar kann auch die Distanz gegenüber den Mastrichter Beschlüssen als Anzeichen dafür interpretiert werden. Münch spricht von einer „losgetretenen Lawine“ ökonomischer und ökologischer Belastungen, gesellschaftlicher Zerreißproben und kultureller Verwerfungen, „von denen wir nicht wissen, wie und ob wir sie unter Kontrolle halten“.¹²

Andere Autoren, wie etwa Gilbert Ziebura, haben aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive darauf verwiesen, daß nicht nur bestehende Disparitäten sich verstärken werden, sondern im Europa der EG eine Neuordnung von Zentrum und Peripherie vonstatten gehe. Neue Peripherien im Norden würden entstehen, alte Grenzmarkierungen aufgehoben und weitere Regionen zu Peripherien umgebildet, zu denen auch Ostdeutschland gehöre. „Kathedralen in der Wüste“ (Filialen von Mercedes in Ludwigsfelde, von Opel in Eisenach) änderten daran nichts, sondern seien Teil jener Umstrukturierungen, die zur Ausbildung neuer Peripherien führten, vor allem deswegen, weil nach Auflösung sektoraler Verflechtungen innerhalb der ostdeutschen Wirtschaftsstrukturen kein selbsttragender Aufschwung induziert werden könne.¹³

Positionen und Bezugspunkte im sozialwissenschaftlichen Diskurs

Die Intentionen der Prognosen, insbesondere von Richard Münch, überschreiten den abgesteckten Rahmen der hier zu verhandelnden Fragestellungen. Für unseren Zusammenhang ist die Blickrichtung auf *regionale Disparitäten* bedeutsam, deren politisches und soziales Gewicht als *Ungleichheitsdimension* im gesamteuropäischen Rahmen oberhalb und unterhalb der nationalstaatlichen Ebene nicht abnehmen, sondern in erheblichem Maße zunehmen dürfte. Bezogen auf die fortbestehenden Besonderheiten und Problemlagen der transformierten Region Ostdeutschland im Rahmen der föderativ verfaßten Bundesrepublik scheint sich nun auch eine *Veränderung der Perspektiven* in den sozialwissenschaftlichen Diskursen anzubahnen, die stärker von irreversiblen Resultaten und Disparitäten der Transformation geleitet ist. Die Autoren wählen dabei sehr verschiedene Ausgangspunkte. Sie setzen jeweils an spezifischen Aspekten des Transformationsgeschehens an und gelangen somit freilich zu unterschiedlichen Resultaten, denen jedoch gemeinsam ist,



daß sie im Kontrast zum mainstream der Debatten stehen und auf die Dauerhaftigkeit kultureller Besonderheiten in Ostdeutschland abzielen.

Auf den Aspekt fortbestehender *Ungleichheiten* im Kontext von Modernisierungen auf der Ebene *föderativer und regionaler Strukturen* hatte Kurt Biedenkopf (wohl als erster und häufig mißverstanden) verwiesen. Er stellte die Frage, ob denn als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, daß die Ostdeutschen die Lebensmaximen und Zielvorstellungen der Westdeutschen uneingeschränkt teilen. Die beispiellose Aufholejagd wird vor allem aus kulturellen Gründen ad absurdum geführt, da „eine Gesellschaft, die gezwungen ist, sich wirtschaftlich derartig dynamisch zu entwickeln, in gewisser Weise ihre bisherige Identität (verliert)“.¹⁴

Eine Problematisierung der politischen Zielprojektion von der *Angleichung der Lebensverhältnisse* aus verfassungsrechtlicher, ökonomischer und kultureller Sicht hat Meinhard Miegel vorgeschlagen und an die basale, das heißt *strukturierende* und *tradierende* Kraft, kultureller Bedingungen und Voraussetzungen (Neigungen, Verhaltensweisen, Wertpräferenzen) erinnert. Auf der Basis vergleichender empirischer Studien in Westdeutschland konstatierte Miegel in modernen Marktwirtschaften den Fortbestand unterschiedlicher „erwerbswirtschaftlicher Prägungen und Neigungen „zwischen den Regionen. Zudem sinke im (west-)europäischen Raum allgemein die Akzeptanz der Leitidee von der Herstellung gleicher Lebensverhältnisse (sowohl bei Geber- als auch bei den „Nehmer“-regionen), erwiesen sich kulturelle Tradierungen stärker als modernistische Euphorien. Für die praktische Politik in Deutschland bedeute dies, so Miegel, „daß identische Impulse in Ost und West unterschiedliche Reaktionen hervorrufen und deshalb auch verschiedene wirtschaftliche Ergebnisse zeitigen könnten“.¹⁵

Die *kulturelle und kulturhistorische Dimension* und deren Relevanz im deutschen Vereinigungsprozeß reklamieren Friedrich Tenbruck und Heine von Alemann in kritischen Anmerkungen, die jedoch bislang kaum Widerhall in sozialwissenschaftlichen Debatten gefunden haben. Tenbruck zufolge behindere der ins Programm der westdeutschen Soziologie eingebaute funktionalistische und reduktionistische Bias ein gemeinsames Verständnis der deutschen Einigung „mit der es am Ende kaum gut gehen wird, wenn wir bloß unsere Errungenschaften nach Osten tragen, also die Deutsche Demokratische Republik eingemeinden wollen“. Vergessen worden sei, daß jenseits der Elbe ein deutscher Geschichtsraum existiert, „der durch seine räumliche Lage und kulturelle Prägung Eigenheiten besaß, die (wie auch anderswo) den Wechsel des Regimes überdauern“.¹⁶

Auch Heine von Alemann diagnostiziert einen *westdeutschen* Partiku-



larismus. Er sieht die Verweigerung, „in den Dimensionen Deutschland und der neuen Bundesrepublik zu denken“. Daraus sei im Westen die Nostalgie des „idyllischen wohlfahrtsstaatlichen Bonnerismus“ entstanden. „Im Osten ist längst eine Nostalgie eigener Art entstanden: diejenige des abgesicherten sozialistischen Kleinstaats hinter der Mauer“. Alemann zufolge hat das Problem regionaler Disparitäten in Deutschland eine neue *Ausprägungsform* erfahren: Nach dem Gegensatz zwischen Ballungsräumen und weniger entwickelten Regionen der siebziger Jahre und dem Nord-Süd-Gefälle der achtziger Jahre in der alten Bundesrepublik seien die neunziger Jahre in Deutschland vom „Ost-West-Gegensatz“ gekennzeichnet.¹⁷

An den Defiziten der *Integration*, die dem spezifischen *Modus der Systemtransformation* geschuldet seien, setzen Klaus Offe und Reinhard Kreckel an. Auf die Grenzen der Basisinstitutionen bei der Herstellung „kollektiver Identitäten“ von sechzehn Millionen ostdeutscher Menschen verweist Reinhard Kreckel. Die bei der Vereinigung Deutschlands eingesetzten *systemischen* Integrationsmechanismen – der Markt und das Recht – seien mit der Lösung dieser Aufgabe überfordert worden. Die „riesige Anzahl von biographischen Umbrüchen“ (Arbeitsplatzverlust, Dequalifizierung) habe *strukturelle* Voraussetzungen für eine polarisierende Wahrnehmung der gesellschaftlichen Verhältnisse innerhalb Deutschlands hervorgebracht: „Denn die reale Möglichkeit ist ja nicht zu übersehen, daß sich innerhalb Deutschlands zwei Pseudo-Wir-Gruppen verfestigen, Osten gegen Westen, die sich über stereotype Etikettierungen wechselseitig ausgrenzen“.¹⁸

Unter dem Aspekt der „national-kulturellen“ Integration konstatiert Claus Offe, daß der Vereinigungsprozeß den innenpolitischen Hauptcode „Ossi vs. Wessi“ hervorgebracht habe. Offe beobachtet „eine gleichsam inoffizielle Sonderidentität“ derjenigen, „die sich selbst gern mit leicht indigniertem Unterton als ‚gelernte DDR-Bürger‘ bezeichnen“. Diese Sonderidentität sei eine Reaktion auf die „zwiespältige kollektive Erfahrung“, „in die alte Bundesrepublik gleichzeitig einbezogen und aus ihr ausgeschlossen zu sein“. Damit hat Offe jenes ambivalente Wahrnehmungsmuster bezeichnet, das sich dem Modus der Transformation verdankt: Die formelle Inklusion ins neue institutionelle System unter hohem Zeitdruck führte folgerichtig, ja nahezu zwangsläufig, zur lebensweltlich-kulturellen Exklusion (Bürger zweiter Klasse; Fremder im eigenen Land).

Nach Offe habe diese Konstellation in anderen mittel-ost-europäischen Transformationsgesellschaften keine Parallele; sie lade ein zur Bildung von Ressentiments, Legenden und kognitiven Dissonanzen,



welche die Sonderidentität der Ostdeutschen befestigen könne; eine „Ethnifizierung“ sei nicht ausgeschlossen. Freilich, so Offe, könne von „dieser innerdeutschen Sonderidentität“ nicht die Rede sein, wäre sie nur Reaktionsbildung auf die Umstände der Einigung. Ein „kulturelles Residuum“ als Folge spezifischer Sozialisationsmuster und fehlender politisch-kultureller Modernisierungsschübe in der DDR-Gesellschaft (die offene Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus; die antiautoritäre Studentenbewegung; die Frauenbewegung; die multikulturelle Koexistenz) müsse dabei als fundierende Sedimentierung zu Grunde gelegt werden.¹⁹

Anschlüsse und Bezugspunkte zu Diskurslinien des westeuropäischen *Regionalismus* bieten schließlich die Konsequenzen, die Michael Brie aus neuen Problemkonstellationen in Ostdeutschland gezogen hat. Er begreift die ostdeutsche Bevölkerung im Ergebnis der Vereinigung als „sozialregionale Minderheit“ mit einer eigenen „Teilgesellschaft“ und sehr „spezifischen wirtschaftlichen, sozialen, parteipolitischen und mentalen Strukturen“. Brie konstatiert ein widersprüchliches Handlungsfeld; auf der einen Seite sieht er die weit fortgeschrittene Tendenz, daß sich die Ostdeutschen in eine „schweigende und vergessene Minderheit einer anomischen Massengesellschaft von Arbeitslosen, Rentnern und Dienstleistungsbeschäftigten verwandeln“. Andererseits gäbe es beobachtbare Tendenzen und neue Möglichkeiten der Selbstorganisation ostdeutscher Interessen; bildeten sich Gruppen „als strukturelle und organisierte Minderheiten mit einem eigenen kulturellen Selbstverständnis“ und eigenständigen Vertretungen heraus. Zu erwarten sei künftig eine Kopräsenz beider Phänomene.²⁰

In diese durchaus heterogene Strömung des Diskurses, die partiell bereits an anderer Stelle identifiziert wurde²¹, ordnet sich unsere These von der Peripherienbildung und einer relativ eigenständigen kulturellen Identität der Ostdeutschen ein. Die Konsequenzen, die sich aus der Peripherienbildung für Selbstverständnisse und Identitäten ostdeutscher Menschen und sozialer Gruppen ergeben, sind weder unisono festgelegt noch unausweichlich vorbestimmt. Ihre Ausformungen und Ausdrucksformen hängen von einem Bündel geschichtlicher Umstände und interner Konstellationen sowie kontingenter Faktoren ab. Im westeuropäischen Raum finden wir in peripheren Bereichen ein buntscheckiges Bild kultureller Selbstverständnisse und Identitätsbildungen vor. Sie reichen etwa vom Weltbild der „miseria“ in Süditalien bis zur prägnanten Ausformung eines „kulturellen Nationalismus“ (scottishness) in Schottland. An diesen beiden – hier als Pole eines Spannungsfeldes gefaßten – Beispielen können Identitätskonstruktionen zu heuristischen Zwecken



studiert und analysiert werden. Im Rahmen des Beitrages soll in verknappter Form auf essenzielle Gehalte zweier Studien Bezug genommen werden: zum Phänomen der „Modernisierung ohne Entwicklung“ in Süditalien von Frank Etrich und zum Problem „kultureller Konstruktion sozialer Identität“ in Schottland von Josef Bleicher, um die *kulturellen* Risiken und Chancen von Resultaten der Transformation in einen breiteren Rahmen einbinden und diskutieren zu können.

Mediterrane Mentalität: das Weltbild der „miseria“

Ungeachtet einer durchaus ambitionierten vierzigjährigen Entwicklungspolitik in Italien (Erhöhung des Einkommens, des Konsums; Bildung und Qualifikation; Projekte der Industrialisierung) konnte das Nord-Süd-Gefälle nicht verringert werden. Allerdings erwies sich die dualistische Wirtschaftsstruktur (dualismo economico) nicht als *ökonomischer* Nachteil, sie wurde geradezu zur tragenden Säule des ökonomischen Aufstiegs Italiens. Die „Modernisierung ohne Entwicklung“ führte aber nicht dazu, daß die Verhaltensmuster mediterraner Gesellschaften transformiert wurden, sondern – wenngleich mit anderen Chiffren – weitgehend verfestigt worden sind. Mehrfache Herrschaftsüberlagerungen in der Geschichte Süditaliens haben die traumatische Auffassung verwurzelt, daß Geschichte nur aus Niederlagen besteht. Das Weltbild der „miseria“ bezieht sich sowohl auf die stets präsente Sorge vor drohender Verarmung als auch auf eine spezifische Form der Deutung des Elends: Nöte und Leiden erscheinen als Ereignisse, denen man hilflos ausgeliefert ist, wie immer man sein Handeln auch disponiert und eingerichtet hat. Tradierte Verhaltensmuster, so resümiert Frank Etrich, „die dem Beobachter als fatalistisch, immobilistisch, irrational, traditionalistisch u.s.w. erscheinen, bewähren sich als die besten Rezepte, um auch das zukünftige Überlagerungsschicksal erfolgreich zu überstehen“.²²

„Scottishness“ – die kulturelle Konstruktion sozialer Identität

Nachdem sich in Schottland die von der Vereinigung mit England erhofften Vorteile nicht einstellen wollten, wiewohl von einer „Schockvariante“ nicht gerade die Rede sein konnte (Vereinigung der Königreiche 1603; Vereinigung der Parlamente 1707), machten sich allenthalben Verdruß und Enttäuschung breit. Lebensart und Alltagsleben der Schot-



ten gerieten unter den Druck einer von England forcierten – eher das Ergebnis unbedachter, denn geplanter Handlungen – kulturellen *Assimilation*. Als Antwort bildete sich sukzessive eine schottische kulturelle Identität heraus: „Nachdem man die Macht abgegeben hatte, wollte man nicht auch noch die Seele verlieren“, wie Josef Bleicher kommentiert. Die Schotten versuchten, eine – oftmals *erfundene* – traditionelle Lebensart zu bewahren und doch an den sich neu eröffnenden Chancen und Möglichkeiten teilzuhaben. Diese Identität, ein buntes Gemisch unterschiedlicher Bezüge, war immer auch, so Josef Bleicher, *nostalgisch und defensiv*.

Das neue schottische Selbstbewußtsein war nicht schlechthin dem strukturellen Ungleichgewicht zwischen England und Schottland entsprungen; es bildete vor allem eine Verarbeitungsform für die *Ängste* und Legitimationsversuche herrschender und aufsteigender Gruppen. Besonders die neuen sozialen Eliten (Juristen, Kaufleute) sahen sich veranlaßt, das Vakuum, das durch den Sog Londons nach dem Zusammenschluß entstanden war, mit der *Konstruktion* einer neuen kulturellen Identität auszufüllen. Deren Ausformung oblag dann einer Schicht kultureller Produzenten, die sich als „literati“ bezeichneten. Josef Bleicher: „Es ist wohl diese Ambivalenz, dieses immer noch vorherrschende ‚Jein‘ in ihrem Verhältnis zum vereinigten Königreich, die der oft konstatierten ‚Schizophrenie‘ im Charakter der Schotten und der schottischen Identität zugrunde liegt.“²³

Methodische Aspekte einer historischen Analogie

Historische Analogien betreten freilich immer ein schwankendes Terrain. Ostdeutsche Identitäten sind weder jenen Südtaliens noch denen Schottlands gleichzusetzen. Aber vielleicht sind sie ja gerade zwischen Caithness (Distrikt im Norden Schottlands) und Calabria (Region in Südtalien) zu verorten? Weder das negativ fatalistische Selbstbild der Südtaliener noch das prospektiv positive Selbstbild der Schotten scheint die Identitätskonstruktion der Populationen diesseits der Elbe wirklich zutreffend zu beschreiben. Für unseren Zusammenhang sind zunächst folgende methodische Aspekte bedeutsam, die vor allem aus Bleichers Studie gewonnen wurden:

– Kulturelle Identität, „symbolisch konstruiert“, ist weder als ein gleichsam zwangsläufiges Resultat sozioökonomischer Gegebenheiten zu verstehen noch als „ursprüngliche“ Volksbewegung mit offensiv-nationalistischer Stoßrichtung. Bleichers Analyse lenkt nachgerade den



Blick darauf, daß Persistenzmodelle, „ethnische Identität als Strukturfaktor“²⁴, ungeeignet sind, die vorfindlichen Problemlagen aufzuklären. Es handelt sich auch in Ostdeutschland weniger um „ursprüngliche“ Bindungen und Selbstbindungen, gleichviel auf welche Schicht historisch-sozialer Sedimentierungen sie zurückgeführt werden (preußisch, protestantisch, kleinbürgerlich-deutsch, ostelbisch), sondern um kontextabhängige situationsbezogene Konstrukte, deren „Changieren“ essentiell ist. Somit erweisen sie sich als anschlussfähig und kompatibel zu unerschiedlichen Handlungsmodellen, etwa auch zu jenem von Daniel Bell favorisierten Rational-Choice-Modell, der regionale Identitäten „als eine strategische Wahl von Individuen“ begreift, „die unter anderen Bedingungen andere Gruppenmitgliedschaften wählen würden, um Macht und Vorteile zu gewinnen“.²⁵ – Ostdeutsche Konstruktionsversuche kultureller Identität, Versuche von Selbstbeschreibung und -definition gewinnen unter den spezifischen Bedingungen der Ankunftsgesellschaft, da die zeichenhaften, kulturell-symbolischen Formen der Selbstpräsentation im Kampf um Anerkennung in besonderer Weise ausgezeichnet sind, geradezu den Rang einer Frage nach dem sozialen Sein oder Nichtsein.

– Symbolisch konstruierte Identität kann *sozialintegrativ* wirksam werden, gerade weil Inhalte und Ideen, die sie mitführt und generiert, nicht in gleicher Weise in der gesamten Population, auf die sie sich bezieht, wirksam sind. Als Symbol, als Zeichen für Verbindendes, steht sie für etwas, das mit unterschiedlichem Sinn aufgeladen und verschieden ausgelegt werden kann – je nach der Interessenlage der jeweiligen Interpretationsgemeinschaft. Josef Bleicher: „Kulturelle Symbole integrieren nicht, weil sie einen allen gemeinsamen Sinn beinhalten, sondern weil man *glaubt*, daß sie es tun“.²⁶

– Symbolisch konstruierte Identitätsbestände sind nicht in gleicher Weise wie wirtschaftliche und andere soziale Sachverhalte „direkt meßbare Wirklichkeitssegmente, sondern nur durch Abstraktion gebildete Konstrukte, die zum besseren Verständnis sonst nur schwer durchschaubarer Zusammenhänge dienen und den Wert von Idealtypen haben“.²⁷ Sie implizieren Fiktionen, Legenden und Nostalgien, also auch retrospektive Idealisierungen, die empirischer Überprüfbarkeit nicht standhalten. – Mithin erweist sich der Begriff der „Nostalgie“ als evaluatives Kriterium dafür, ob etwa ostdeutsche Identitäten Anerkennung verdienen, als wünschenswert oder nicht zu gelten haben, als wenig sinnvoll, einen angemessenen Zugang zu den thematisierten Phänomenen gewinnen. Jean Baudrillard erinnerte unlängst daran, daß Nostalgie ja immer auch „das Vorge-



fühl für das bewahrt, was schon einmal geschehen ist und erneut stattfinden könnte“. Sie sei der „umgekehrte Spiegel der Utopie, die niemals gestillt wird“.²⁸ – Als symbolisch konstruierte ist kulturelle Identität nicht mehr aber auch nicht weniger als „eine brauchbare und wirksame *Fabel* mit einem gewissen Realitätsgehalt, der von Interessengruppen weiterverarbeitet wird“.²⁹

Koordinaten kultureller Identität in Ostdeutschland (Thesen)

(1) Wiewohl ein Anwachsen ostdeutschen Wir- und Selbstbewußtseins; der kollektiven Selbstwahrnehmung; der individuellen Selbstakzeptanz einer eigenen biographischen Geschichte und tradierter Orientierungsmuster allenthalben empirisch nachgewiesen werden, ist noch keineswegs entschieden, ob eine eigenständige kulturelle Identität etabliert und geschichtlich sedimentiert werden kann. Der konstitutive Akt der Systemtransformation, die politisch intendierten und als „Eröffnungssequenzen“³⁰ gewählten Handlungsstrategien der Integration haben aber bereits jetzt irreversible Strukturen und Resultate hervorgebracht, die die Ausbildung partikularer Identitäten in Ostdeutschland begünstigen. Das Gebot weiterführender Wandlungen in beiden deutschen Teilgesellschaften ist deshalb nicht aufgehoben, nur sind eben jene Resultate zu akzeptieren, die sich als unhintergehbare Voraussetzungen für die Lösung von Problemen geltend machen. Es ist ferner nicht vorentschieden, ob und wie ansetzend erkennbare Konstruktionsversuche einer eigenständigen kulturellen Identität an der Lösung von Folgeproblemen der politisch gesteuerten Systemtransformation teilhaben können. Das wird nicht zuletzt davon abhängen, wie Politik generell und Kulturpolitik im besonderen für derartige Phänomene sensibilisiert werden kann, wie sie wahrnimmt, wertet und deutet, in welchen *Mustern* damit verbundene Problemlagen gedacht und Strategien konzipiert werden.

Elementares Kriterium für die sinnstiftende Wirksamkeit ostdeutscher Identitätskonstruktionen scheint aber zunächst die Frage zu sein, ob und wie es gelingt, ein positives Selbstbild (versus Selbstverachtung resp. Weltbild der „miseria“), positiv konnotierte Autostereotype überhaupt hervorzubringen. Die Re-Analyse verschiedener Datensätze zu den wechselseitigen ost-westdeutschen Stereotypisierungen (EMNID von 1990-1992) hat gezeigt, daß negative Selbstwertgefühle alsbald abgelegt wurden, die Ostdeutschen sich bereits 1992 in den moralischen Merkma-



len, aber auch in den Merkmalen traditioneller Arbeitstugenden gegenüber der westdeutschen Population als überlegen empfanden.

Doch damit gaben sich die Ostdeutschen noch keinesfalls zufrieden. Als bald beanspruchten sie für sich – und das mag nun überraschen – auch jene Merkmale, die ihnen von den Westdeutschen in wachsendem Maße abgesprochen wurden: Flexibilität, Selbstbewußtsein, Entschlossenheit. Die Autoren der zu Grunde gelegten Datenanalyse sprechen von einer „indirekten Diskriminierung“, wenn den Ostdeutschen der nachhaltig artikulierte Anspruch auf eine gleichrangige *Statusposition* entschieden verwehrt wird: Die Liste der positiv konnotierten Indikatoren, welche die Westdeutschen nur sich selbst zuschreiben, war im angegebenen Zeitraum auf das Doppelte angewachsen.³¹

(2) Die ansetzend beobachtbare Konstruktion ostdeutscher Identitäten stellt eine *Kapazität* bereit, in deren Rahmen ein Pool unterschiedlicher Probleme bearbeitet werden kann. Die mit den Modernisierungsschüben und sozialen Disparitäten verbundenen Erscheinungen *sozialer und biographischer Unsicherheit* wie Anomie, Marginalisierung, der Verlust von Garantiesituationen und sozialer Verortung³² finden eine übergreifende *Sinnbasis*, die zwar die Suche nach individuellen Strategien und Deutungsmustern nicht aufhebt, wohl aber über die geteilten, symbolisch vermittelten Erfahrung zu entlasten vermag.

(3) Identitätskonstruktionen erweisen sich als eine *kulturelle Form*, in der tradierte Verhaltensmuster, Orientierungen und Lebensspraxen neu geordnet, definiert und interpretiert werden. Da die Versuche einer schnellen Konversion, die Imitation westdeutscher Lebensstile und Habitusformen, zumeist gescheitert sind (Dietrich Mühlberg: „Man kann sich drehen und wenden, wie man will, man wird doch ein Ostdeutscher bleiben.“) erfolgte vielfach der ostentative Rückgriff auf hergebrachte kulturelle Güter des täglichen Gebrauchs, Lebensformen („eine richtige Ost-Fete machen“), habitualisierte Sprach- und körperliche Ausdrucksformen aus der Herkunftswelt (das Grobe etwa und das Vitale), auf den geliebten Ort oder die gewohnte Lektüre.

Eine erhebliche Wegstrecke wurde bereits zurückgelegt seit den ersten kruden Versuchen, wie sie Sighard Neckel in seiner Waldstadt-Studie als „kulturellen Selbstbehauptungskampf“³³ beschrieben hatte, da die tradierten Lebensformen der Menschen unter Druck geraten waren. Die nostalgische und larmoyante Suche nach rettenden Restbeständen alter Konsumartikel ist längst einem ebenso eigensinnigen wie selbstbewußten Verbraucherverhalten gewichen, das einer Abstimmung mit dem



Einkaufskorb gleichkommt: „In den Supermärkten und Warenhäusern der neuen Länder findet täglich ein produktpolitisches Plebiszit statt, das Partei ergreift für die eigene Geschichte und für die Zukunft einer scheinbar abgeschriebenen Region“.³⁴

Bald nach der „Wende“ verfangen die Werbebotschaften des Westens nicht mehr, so Rainer Gries, Autor der zitierten Analyse. Stereotype, die einst wie selbstverständlich den Westprodukten zugeordnet wurden, hätten nunmehr die „Produktfront“ gewechselt: „Die Echten, die Eigentlichen sind jetzt nicht mehr die Waren aus dem Westen, sondern diejenigen aus ‘unserer Heimat’.“ („Das Bier von hier“, wie es inzwischen werbeoffiziell heißt.) Eine eigenartige „Interessenvermischung“ zwischen Ost und West zeichne sich ferner ab, die zur kräftigen Belebung symbolischer Identitäten der Ostdeutschen beiträgt. So etwa befindet das Management von Philip Morris, daß die in der Dresdner Filiale des Konzerns produzierte Zigarette „f6“ „ein Stück ostdeutscher Kulturgeschichte repräsentiert, die inzwischen wieder einen bedeutenden Teil der Identitätsbildung der Bürger in den neuen Bundesländern ausmacht. Das offene und demonstrative Bekenntnis als Ausdruck eines sich neu entwickelnden Ost-Bewußtseins schlägt sich deshalb auch im Rauchverhalten der Ex-DDR-Bürger nieder ...“.³⁵

Generell verdient in diesem Zusammenhang die Fragestellung größere Beachtung, ob nicht auf Grund der spezifischen Handlungskontexte und strukturellen Bedingungen die in Ostdeutschland tradierten Sinnstrukturen und Konventionen wie etwa die „Kultur der Langsamkeit“; Sessigkeit in angestammten Milieus; Selbstbescheidung und Leidensfähigkeit; Geduld und Beharrungsvermögen; Präferenzen für normative Vorgaben und sekundäre Tugenden usw. vielfach sogar eher geeignet sind, Handlungsfähigkeit zu bewahren und zu erwerben, Handlungsspielräume wahrzunehmen als die moderneren (oder „postmodernen“) Lebensstile im Westen.

Beobachtungen aus der Teilnehmerperspektive ebenso wie Befragungen in verschiedenen sozialen Gruppen verweisen darauf, wie vermeintliche Hindernisse in Antriebskräfte verwandelt, Chancen kreativ genutzt werden können, indem tradierte Handlungsmuster und soziale Beziehungsstrukturen rational und erfolgreich eingesetzt werden.³⁶ Denn: „Wenn Arbeit neben Familie *die* zentrale Sinngröße ist, dann könnte sich dies in Zeiten krisenhafter Umbrüche fast als Motivationsvorsprung gegenüber den eher hedonistischen Orientierungen der Westdeutschen erweisen“.³⁷

(4) Die Konstruktion kultureller Identität erfüllt nicht nur sozialinte-



grative (re-integrative) und sozialisierende (re-sozialisierende) Funktionen. Empirische Befunde unserer Projektforschung verweisen auch darauf, daß ostdeutsche Akteure ihre Erfahrungsmuster aus der Herkunftswelt, die nun bereits mit spezifischen und als bedeutsam wahrgenommenen Erfahrungen der Transformation verschränkt werden, ostentativ als Mittel der *Unterscheidung* (Distinktion) einsetzen und hervorkehren. – Die zwei nachfolgend zitierten Sequenzen aus narrativen resp. leitfadengestützten Interviews mit neuen Selbständigen und „alten“ Lehrern gehören in ihrer Prägnanz zweifellos eher zu den Ausnahmen; im Kontext der vorliegenden Protokolle bilden sie jedoch markante Verdichtungen (highlights), die die Trendwende in der Selbstwahrnehmung und -akzeptanz signalisieren³⁸:

– „und wir haben ja ohne Marshall-Plan 40 Jahre durchgehalten ich weiß gar nicht ob die Wessis das durchgehalten hätten und wir hätten noch länger durchgehalten wenn da oben nicht solche Schwachköpfe gegessen hätten“ (Gastwirt am Rande Berlins; in der DDR parteilos; Austritt aus dem FDGB 1981)

– „wir mußten im Unterschied zu den westdeutschen Kollegen unser ganzes Leben infragestellen wir denken auch heute noch mehr als sie darüber nach was wirklich wichtig ist schon deshalb möchte ich nicht mit ihnen tauschen“ (Wirtschaftslehrer in Sachsen, 33 Jahre alt; Realschule; Abgeordneter im Stadtparlament).

Soziale Aufsteiger, neue Eliten, neue Selbständige und Erwerbstätige, die hochmobil sind, erfahren das Unsicherheitssyndrom der Marginalisierung („marginal man“) in zugespitzter und spezifischer Form. Sie stehen häufig zwischen alter und neuer Bezugsgruppe, „kennzeichnend für diese marginale Position ist das Gefühl der Ambivalenz, der doppelten in sich widersprüchlichen Orientierung an der alten und neuen Bezugsgruppe“.³⁹ Der gordische Knoten der Marginalisierung soll nun durchschlagen werden, in dem die „Flucht nach vorn“ angetreten wird, die Ostverortung sichtbar und zeichenhaft hervortritt oder aber als „latente“ Sinnstütze im Verborgenen wirkt. Vielfach sind mit der Ausbildung neuer Sinnbindungen, die in heimischen Lebenswelten wurzeln, auch ganz handgreifliche Interessenlagen und Marktkalküle verbunden, die in sozialen und Statusgruppen differenziert zu identifizieren sind.⁴⁰

„Bewußt als Ostdeutscher leben und handeln“ (Dietrich Mühlberg) ist freilich eine diffuse Formel, deren rationales Substrat nicht sonderlich ergiebig ist. Sie kann aber mit Sinn hochaufgeladen sein, Selbstachtung, Würde und Selbstakzeptanz transportieren. Daraus erwachsende Habitusformen versprechen eher noch eine Lösung aus den Dilemmata der



Identität, dürfen wohl letztlich auch eher mit der Anerkennung durch die westdeutsche Mehrheitspopulation rechnen als ungläubwürdige habituelle Kopien und Imitationen, die „modernere“ Lebensformen letztlich nur simulieren, wenn die entsprechenden lebensgeschichtlich sedimentierte Erfahrungsmuster fehlen.

(5) Die Ausbildung spezifisch ostdeutscher Identitäten, die ja ein Amalgam sind aus tradierten Sinnbezügen und neuen Erfahrungen, müssen nicht zwangsläufig Irritationen auslösen und mit kulturpolitischen Optionen einer möglichst raschen Eindämmung, Überwindung oder Assimilation beantwortet werden. „Mentale Konversion“⁴¹, „die Vollendung der deutsch-deutschen Vereinigung auf mentaler und habituel-ler Ebene“⁴² können keine tragfähigen Zielbestimmungen sein, die politisches Handeln leiten. Unterschiede zwischen den Lebenswelten in Ost und West sind nicht in jeglicher Hinsicht als problematisch zu bewerten, die es möglichst zügig zu nivellieren gilt.⁴³

Neue Begehrlichkeiten ostdeutscher Menschen, die sich nun auch wieder auf altbekannte Formen, Leitfiguren und Personen aus den vertrauten lebensweltlichen Kontexten; auf sinnstiftende Bezüge in der eigenen Lebensgeschichte richten, lassen sich mit dem Verdikt der Nostalgie nicht adäquat erfassen. Krude und groteske Formen der Rekapitulation von Geschichte und Identifikation können gerade dann Oberhand gewinnen, wenn öffentliche Diskurse keine angemessenen Alternativen bereitstellen, die den Lebensleistungen, -geschichten und -erfahrungen der Ostdeutschen gerecht werden.

(6) Die Konstruktion kultureller Identität in Ostdeutschland ist nicht mit der Reproduktion alter Formen und Muster gleichzusetzen. Es handelt sich um *Transformationsgestalten*, die sich aus neuen Lern- und Erfahrungsprozessen speisen ebenso wie aus den Desideraten sozialer Integration. In der Verbindung von neuen Erfahrungen und ‘alten’ Gewohnheiten, Mustern und Auslegungen entsteht etwas Neues, das sich von früheren Lebensformen unterscheidet, aber eben keine identischen Abbilder westdeutscher Muster generiert.

Ist der politisch intendierte und gesteuerte Transformationsprozeß auch weitgehend abgeschlossen, so steht der soziale und kulturelle Wandel erst am Anfang. Wohl deshalb rückt die *kulturelle* Dimension der Transformation erst jetzt stärker ins Zentrum der Diskurse, wie die oben referierten Positionen belegen. Die symbolische Konstruktion ostdeutscher Identitäten könnte einen Wandlungsprozeß initiieren, in dem



tradierte Mentalitäten und neue Erfahrungen in eine neue, relativ eigenständige Lebenskultur der Ostdeutschen transformiert werden, die offen und aufnahmefähig ist für vielfältige Anregungen und Anforderungen und zugleich jene Sinnbasis hervorbringt, die selbständiges, adäquates Handeln unter den spezifischen Bedingungen und Logiken des Lebens in der *Peripherie* ermöglicht. In einer derart „reformulierten Lebensart“ tradierter Sozialbeziehungen und -bindungen, einer „selektiven materiellen Askese“, liegt sehr wohl eine Möglichkeit kultureller Transformation, in der von Ostdeutschland vielleicht wichtige Impulse ausgehen können.⁴⁴

Anmerkungen

- 1 Vgl. Werner Weidenfeld und Rudolf Korte: Die pragmatischen Deutschen. Zum Staats- und Nationalbewußtsein in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B32/91, 2.8.1991, S.10.
- 2 Detlev Ipsen: Regionale Identität. Überlegungen zum politischen Charakter einer psychosozialen Raumkategorie. In: Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Hg. von Rolf Lindner. Frankfurt a.M., New York 1994, S.232.
- 3 Reinhard Kreckel: Soziale Integration und nationale Identität. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 1 1994, S.13-20.
- 4 Vgl. Klaus Offe: Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten. Frankfurt a.M., New York, S.270.
- 5 Dietrich Mühlberg: Offener Brief an die Freunde der KulturInitiative '89, 8. Februar 1994; Vgl. auch Ders.: DDR als Gegenstand - kulturhistorischer Forschung. In: MKF, Heft 33.
- 6 Vgl. Helmut Wiesenthal: Institutionelle Dynamik und soziale Defensive. In: BISS public, 1993, Heft 11.
- 7 Michael Brie: Die Ostdeutschen auf dem Weg vom „armen Bruder“ zur organisierten Minderheit? Arbeitspapiere der Max-Planck-Gesellschaft. Arbeitsgruppe Transformationsprozesse in den neuen Bundesländern an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1994.
- 8 Als Beispiele können etwa die folgenden Erhebungen herangezogen werden: INFRATEST Burke. „Es wächst zusammen“. In: DIE ZEIT, 1.Oktober 1993; Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1984-1992, Hg. von E. Noelle-Neumann R. Köcher, R., Band 9, München, New



- York, London, Paris 1994; Hans-Günter Rolff: Bewertung des neuen Schulsystems zeigt Ernüchterung und Enttäuschung. Vorlage der Untersuchung des Instituts für Schulentwicklungsforschung Dortmund zur Pressekonferenz am 2. Februar 1994 in Berlin.
- 9 Thomas Koch: „Die DDR ist passé, aber die Zeiten des naiven Beitritts auch“. Von der Renaissance ostdeutschen Wir- und Selbstbewußtseins. In: Die real-existierende postsocialistische Gesellschaft. Chancen und Hindernisse für eine demokratische politische Kultur. Wissenschaftliche Konferenz der Landeszentrale für politische Bildung, Potsdam, 14.-16. Dezember 1993, Berlin.
 - 10 Rainer Land und Ralf Possekel: Namenlose Stimmen waren uns voraus. In: Herausforderungen. Hg. von W. Schmale. Bochum 1994.
 - 11 Rolf Reißig: Transformation – Theoretisch-konzeptionelle Ansätze Erklärungen und Interpretationen. In: BISS public Heft 15, 1994.
 - 12 Richard Münch: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft. Frankfurt am Main 1993, S.22-30.
 - 13 Gilbert Ziebura/Michael Bonder/Bernd Röttger: Deutschland in der neuen Weltarena. Die unbewältigte Herausforderung. Opladen 1992, S.182ff.
 - 14 Kurt Biedenkopf: Die gewohnten Antworten tragen nicht mehr. In: Berliner Zeitung vom 28./29. März 1992.
 - 15 Meinhard Miegel: Wirtschafts- und arbeitskulturelle Unterschiede in Deutschland. Zur Wirkung außerökonomischer Faktoren auf die Beschäftigung. Gütersloh 1991. Vgl. auch derselbe: Wie realistisch und wünschenswert ist die Angleichung der Lebensverhältnisse in West und Ost? In: BISS public, Heft 14/1994. – Miegels Position scheint im übrigen nicht so exorbitant zu sein, wie gelegentlich vermutet wird, in grundlegenden Zügen deckt sie sich mit der exzellenten Analyse französischer Historiker der Annales-Schule über Geschichte und Geographie der Lebensformen mediterraner Gesellschaften. Vgl. Fernand Braudel et al, Die Welt des Mittelmeeres im Fischer Verlag 1990.
 - 16 Friedrich Tenbruck: Der Anfang vom Ende. In: BRD ade! Vierzig Jahre in Rück-Ansichten von Sozial- und Kulturwissenschaftlern. Hg. von Otthein Rammstedt und Gert Schmidt, Frankfurt am Main 1992, S.41-61.
 - 17 Heine von Alemann: Mensch Gesellschaft! Lebenschancen und in der neuen Bundesrepublik. VIII. Tagung für angewandte Soziologie, 18. und 19. März 1994, Programmheft.



- 18 Reinhard Kreckel: Soziale Integration und nationale Identität. In: Berliner Journal für Soziologie. Heft 1/1994, S.13-20.
- 19 Vgl. Offe: Tunnel, S.270f.
- 20 Michael Brie: Die Ostdeutschen auf dem Weg von „armen Bruder“ zur organisierten Minderheit? In: Max-Planck-Gesellschaft. Arbeitsgruppe Transformationsprozesse in den neuen Bundesländern an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1994.
- 21 Vgl. Rudolf Woderich: Wider das Gleichheitsgebot. Perspektivenwechsel im Systemwandel. In: BISS-public Heft 9/1993.
- 22 Frank Ettrich: „Modernisierung ohne Entwicklung“ – Transformation als „Überlagerung“? In: BISS-public, Heft 10/1993.
- 23 Josef Bleicher: Die kulturelle Konstruktion sozialer Identität am Beispiel Schottland. In: Sozialstruktur und Kultur. Hg. von Hans Haferkamp. Frankfurt a.M. 1990, S.328-346.
- 24 Dirk Gerdes: Regionalismus und Regionalisierung in Frankreich. Ansatzpunkte einer vergleichenden Regionalismus-/Nationalismusforschung. In: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), S.385-401.
- 25 Daniel Bell: Ethnicity and Social change. In: Glazer/Moynihan (Hg.) Ethnicity, Theory and Experience. Cambridge 1975, S.171.
- 26 Bleicher: Konstruktion, S.342.
- 27 Rudolf von Thadden: Aufbau nationaler Identität. Deutschland und Frankreich im Vergleich. In: Nationale und kulturelle Identität. Hg. von Bernhard Giesen. Frankfurt a.M., S.496.
- 28 Jean Baudrillard: Die Illusion des Endes oder der Streik der Ereignisse. Berlin, S.186.
- 29 Bleicher: Konstruktion, S.342.
- 30 Ironische Anspielung an die Begrifflichkeit der von Ullrich konzipierten strukturellen Hermeneutik als Methodologie der Textinterpretation. Vgl. Ulrich Oevermann: Eine exemplarische Fallinterpretation zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätstransformation. In: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Hg. von Brose und Hildenbrand, Opladen 1988, S.243-286.
- 31 Jörg Doll, Rosemarie Milke und Michael Mentz: Formen und Veränderungen wechselseitiger ost-westdeutscher Stereotypisierungen in den Jahren 1990, 1991 und 1992. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jahrgang 46, Heft 3, 1994, S.501-514.
- 32 Vgl. Monika Wohlrab-Sahr: Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen 1993.
- 33 Sighard Neckel: Deutsche Abgrenzungskämpfe. Ein Bericht aus der brandenburgischen Industrieprovinz. In: Derselbe, Die Macht der



- Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag. Frankfurt a.M. 1993, S.180-194.
- 34 Rainer Gries: Der Geschmack der Heimat. Bausteine zu einer Mentalitätsgeschichte der Ostprodukte nach der Wende. In: Deutschland Archiv 1/1994, S.1056.
- 35 Zitiert nach Gries: Geschmack.
- 36 Vgl. Thomas Koch, Michael Thomas und Rudolf Woderich: Akteurgene und Handlungslogiken - das Beispiel der "neuen Selbständigen" in Ostdeutschland. In: Berliner Journal für Soziologie 3/1993, S.275-292.
- 37 Brie: Die Ostdeutschen, S.6.
- 38 Vgl. Transkribierte Textprotokolle narrativer Interviews aus der Datenbank "Akteure" am Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS e.V.).
- 39 Vgl. Wohlrab-Sahr: Biographische Unsicherheit, S.22.
- 40 Vgl. Koch: "Die DDR ist passe...".
- 41 Rainer Bobach: Mentale Konversion? Kulturelle Aspekte der deutschen Wiedervereinigung. In: Deutschland Archiv, Heft 1/1993.
- 42 Helmuth Lange: Deutsch-deutsche Mentalitätsdifferenzen und die begrenzten Perspektiven ihrer Überwindung im Einigungsprozeß. In: BISS public, Heft 11/1993.
- 43 Vgl. Ulrich Becker, Horst Becker und Walter Ruhland: Zwischen Angst und Aufbruch. Das Lebensgefühl in Ost und West nach der Wiedervereinigung. Düsseldorf, Wien, New York, Moskau 1992.
- 44 Bobach: Mentale Konversion?